

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Plus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau von Stetten kam auf die Veranda und unterbrach das muntere Wortgeplänkel. Hilde schlüpfte ins Haus. Oft neckten die beiden jungen Leute sich in dieser Weise, denn Derfeld fand häufig den Weg nach Ihenruh. Nach einiger Zeit kam Hilde mit einer Schale duftender Erdbeeren zurück, und Trina brachte eine Flasche Wein auf ihrer Herrin Geheiß.

„Mit oder ohne Zucker?“ fragte Hilde, die Derfeld den für ihn gefüllten Teller hinschob.

„Mit Zucker, wenn ich bitten darf. Aber recht viel, ich liebe alles Süße.“

„Wie Kinder es tun“, warf Hilde dazwischen.

„Aber, Hilde!“ ermahnte Frau von Stetten.

„Laß doch, Mutter, ich bin heute so schrecklich lustig.“

„Zschau“, echote Derfeld.

Auch Bernd kam heraus und setzte sich zu ihnen. Das Gespräch kam auf Kurland. Der junge Balte sprach mit warmer Liebe von seiner meerumrauschten Heimat.

Hilde war verstummt. Sie schmiegte sich an die Mutter und hörte träumend zu.

Am darauffolgenden Sonntag fuhr der Wagen aus Willkheimen in Ihenruh vor, und Brömmeler und seine Damen stiegen aus.

„Na, da sind wir“, sagte Onkel Hugo fröhlich. „Wir finden den Fuchs in seinem Bau; damit meine ich Bernd, verehrte Cousine. Wollten früher kommen, aber ich wartete den Sonntag ab, sonst hätten wir Ihren Jungen nicht zu Hause angetroffen.“

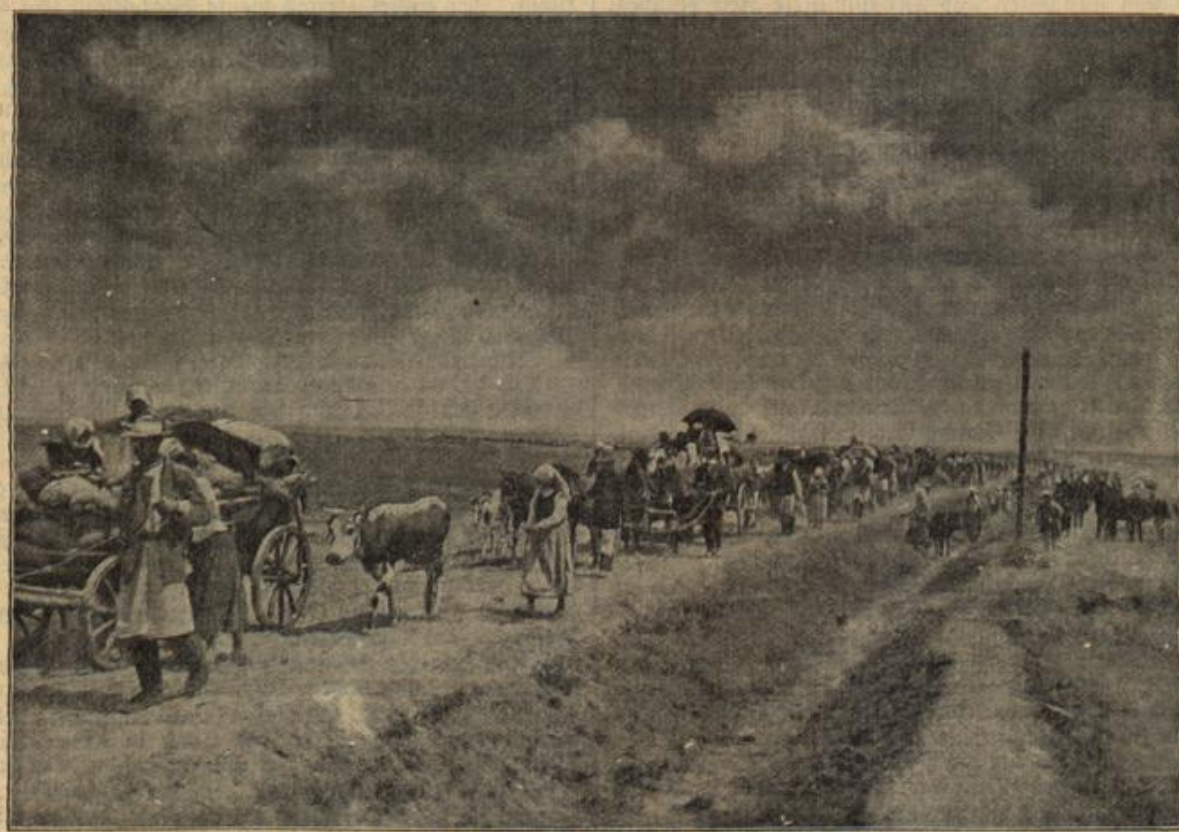
Brömmeler zog seine Frau zu Frida von Stetten hin und sagte: „Hier, liebe Emma, meine Jugendliebe. Was, Alte, hab' ich nicht dabei Geschmach entwickelt? Man sieht es ihr an, was für ein hübsches Mädchen sie war. Und hier, ihr jüngstes Töchterchen, die Hilde heißt, unsere Ilse wird hoffentlich an ihr eine Freundin gewinnen. So gebt euch doch einen Kuß, das gehört sich bei der Verwandtschaft, obgleich sie ziemlich entfernt ist.“

Die Damen begrüßten sich, und die beiden Mädchen befolgten Brömmelers wohlgemeinte Worte.

„Den Bernd kennt ihr ja schon“, fuhr Onkel Hugo fort. „Na, so komm' doch näher, Junge.“

Brömmeler zog den Nissen in den Kreis. Die beiden Frauen hatten ein lebhaftes Gespräch begonnen, Ilse und Hilde musterten sich verstohlen; sie fanden Wohlgefallen aneinander.

„Wollen Sie nicht das Haus besuchen, das Ihren Namen trägt?“ fragte Hilde die neue Cousine.



Heimkehr galizischer Flüchtlinge nach der Vertreibung der Russen.

„Was da! Hier wird geduzt“, polterte Brömmeler. „Das heiße Sie! fällt weg.“

„Papa muß man gehorchen“, lachte Ilse. „Also komm', liebe Hilde, ich bin doch neugierig, Ihenruh kennen zu lernen.“

Beide verschwanden.

„Welch reizende Tochter Sie haben“, wandte Frau von Stetten sich nun an die Frau Hugos.

„Du, du, du! sollst du sagen, Frida! Verstanden? Nun ja, Ilse ist ein ganz appetitlicher Käfer, ganz der Papa.“

Er lachte wohlgelaunt.

„Doch nicht ganz“, versetzte Frau von Stetten neckend, „sie hat auch viel von ihrer Mutter.“

„Na ja, ich bin zu galant, um einer Dame zu widersprechen.“ Bernd, der bisher schweigend dageessen, verwickelte den Onkel in ein wirtschaftliches Gespräch.

Man blieb ein halbes Stündchen.
Die jungen Mädchen kamen bald zurück. Ise beobachtete heimlich Bernd. Die Worte der Mutter fielen ihr ein:

„Er sieht aus, als trüge er eine Sorge mit sich.“

„Was mochte das wohl sein? Was hatte seinem Gesicht jenen häßlichen Ausdruck gegeben und die Silberfäden durch sein Haar gezogen? War es eine Enttäuschung, eine Schuld, die ihn drückte?“

Heute, da er den feinen, blauen Anzug und nicht die Zoppe trug, erschien er ihr wie ein anderer. Brennende Neugier plagte Ise, das Geheimnis zu erfahren, das über Bernd wie eine dunkle Wolke zu schweben schien.

„Dein Bruder muß doch viel älter sein, als du“, flüsterte sie Hilbe zu, als sie in der Fensternische Platz genommen hatten.

„Ja, zehn Jahre, ich bin achtzehn, Bernd ist achtundzwanzig.“

„Erst? Ich dachte, daß er viel älter sei. Warum sieht er immer so verdrießlich aus?“

„Verdrießlich nicht, aber traurig“, versetzte Hilbe, und ein trüber Schatten flog über ihr eben noch heiteres Gesicht.

„Ja. Bitte, forsche nicht weiter.“

Brömmlers verabschiedeten sich. Bernd geleitete sie zum Wagen.

„Sind Sie wieder ausgeritten?“ fragte er Ise, als er hinter den andern neben ihr herschritt. Es wäre doch zu unhöflich gewesen, sie kein einziges Mal anzureden.

„Ja, gestern noch“, antwortete Ise kurz.

„Der Braune ist kein Pferd für den Damensattel.“

Die Bemerkung ärgerte sie. Er setzte Zweifel in ihre Reife, auf die sie so stolz war. Deshalb entgegnete sie spitz:

„Ich denke, das ist meine Sache, Herr von Stetten.“

Bernd zuckte zusammen. „Sie zieht eine Schranke zwischen uns“, dachte er, „ob sie von meinem Unglück gehört hat?“

Sein Mißtrauen war erwacht. „Nun gut“, dachte er, „ich werde die Schranke nicht forträumen.“

Hilbe war voller Entzücken über die neue Bekanntschaft. Sie fragte den Bruder, ob er Ise nicht reizend fände, mit ihrer gertenschlanen Gestalt, den nußbraunen Augen und dem regelmäßigen, feinen Gesicht.

„Ich habe sie gar nicht angesehen“, sagte Bernd gleichgültig.

In der nächsten Zeit entwickelte sich ein lebhafter geselliger Verkehr zwischen Willehmen und Ise, das heißt: Die Damen kamen oft zusammen; Bernd schützte meist bringende Arbeit vor und kam nur selten und nur auf kurze Zeit herüber. Es berührte sowohl Brömmler als seine Frau peinlich, daß ihre Tochter sich so kühl, ja fast unartig gegen Bernd benahm und von der Höflichkeit in der Anekdote nicht lassen wollte.

„Was hast du gegen ihn, liebes Kind?“ fragte Frau Emma eines Tages.

„Nichts, er ist mir unsympathisch, Mutter.“

„Gerade gegen ihn müssen wir besonders freundlich sein, Ise. Er scheint in seinem Vorleben ein großes Leid erfahren zu haben.“

„Was ist es? Sage es mir, bitte.“

„Ich weiß es selbst nicht. Papa machte nur solche Andeutungen.“

Ise beschloß, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Derselbe war ein gern gesehener Gast in Willehmen. Sein munteres, frisches Wesen, seine offene Art gefiel allen, die ihn kennen lernten. Er spielte Tennis mit den jungen Damen, kutschierte sie im Walde umher, ruderte sie im Boot auf das Haff hinaus, wenn sie dort hin Ausflüge machen wollten und half beim Arrangieren der Gesellschaften, die Brömmlers in Willehmen gaben.

Onkel Hugo war unzufrieden mit Bernd.

„Junge, du ziehst dich immer zurück. Man spricht schon darüber, du tust nicht recht daran“, schalt Brömmler.

„Onkel, zwingen mich nicht, ich kann nicht anders. Laß mich in meiner Abgeschlossenheit.“

„Aber du bist jung. Ein langes Leben steht dir aller Wahrscheinlichkeit noch bevor. Wirst du es so weiter führen?“

Bernd schloß tief auf.

„So lange der Makel mir anhaftet, ja, Onkel.“

Der alte Herr stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Zum Endud“, donnerte er los, „nun schleppst du beinahe zwei Jahre an dieser dummen Geschichte, in die kein Licht kommen will!“

„Ja, daran ist nichts zu ändern“, entgegnete Bernd müßlos.

Eines Abends war Bernd ziemlich weit von Ise im Walde beschäftigt. Er hatte mit dem Förster eine lange Berechnung, bei der auch der junge Derselbe zugegen war, der sich mit Lust und Liebe in Forst und Feld tummelte. — Nachdem die beiden fortgeritten waren, schlang Bernd den Zügel seines Pferdes über den Arm und ging langsam über den schmalen Waldweg weiter. Hier atmete er wie erlöst auf. Der tiefe Friede rings umher legte sich wie heilender Balsam auf sein krankes Gemüt. Erst und dunkel standen die prächtigen Bäume da, nur leise rauschte es in den hohen Wipfeln. Da — ein prächtiger Nebel! Er stand

auf einer kleinen Waldhöhe. Bernds Jägerherz pochte laut. Er merkte sich den Wechsel des schönen Kapitales, morgen in der Frühe wollte er auf die Färche gehen. Das Gehörn mußte sein Zimmer zieren, das schon mehr als eine Jagdtrophäe schmückte. Regungslos stand Bernd da. Der Bod äste ruhig weiter; plötzlich hob er den Kopf und lauschte. Pferdegetrappel ließ sich hören. Mit einem mächtigen Satz verschwand das schwere Wild.

„Ich kriege dich morgen, wenn ich meine Flinte habe“, dachte Bernd, ihm nachblickend.

Um die Ecke bog eine Reiterin. Es war Ise von Brömmler. Der Braune schien einen schlechten Tag zu haben, die Bremsen stachen ihn; ungeduldig schüttelte er den Kopf. Ein Häher ließ einen schrillen Schrei ertönen und flog dicht über der Reiterin weg. Das Pferd scheute, dann stürzte es in rasendem Tempo davon.

Dies sehen, sich in den Sattel werfen und nachjagen, war für Bernd die Tat eines Augenblicks. Sein Fuchs war ein guter Kenner. Immer näher kam er dem Braunen, der, als er hinter sich Hufschläge hörte, wie toll vorwärts stürmte. Ise schwankte im Sattel, ihre Hand vermochte nicht mehr das Pferd zu zügeln.

„Festhalten!“ rief eine befehlende Stimme hinter ihr, „festhalten!“

Bernd war neben ihr. Mit Riesentrast griff er in die Zügel des Braunen. Ein gewaltiger Ruck, ein scharfer Gertenhieb über die dampfenden Ästern, dann stand das Pferd zitternd.

Die Reiterin schwankte und fiel gegen die Schulter ihres Reiters. Ein Zweig hatte ihr den Hut vom Kopfe gerissen; ihr volles, braunes Haar war gelöst und hing in einer dicken Flechte hernieder. Ihr Gesicht war bleich, sie war einer Ohnmacht nahe. Bernd hob sie aus dem Sattel, legte sie auf das weiche Waldmoos nieder und band die Pferde an. Dann schöpfte er Wasser aus einem in der Nähe fließenden Bache und benetzte Ise's Stirn damit. Sie kam schnell zu sich und öffnete verwundert die Augen.

Als sie Bernd erkannte, stand sie auf.

„Das hätte böse werden können“, sagte er kurz.

„Ja, — ich — ich soll Ihnen wohl danken?“

„Ist nicht nötig. Es war ja Christenspflicht, ich hätte es für jeden getan.“

Seine Zurückweisung ärgerte sie.

„Helfen Sie mir in den Sattel“, befahl sie.

Er tat es stillschweigend. Da sah sie, daß seine Hand blutete.

„Sie haben sich verletzt?“ fragte sie erschrocken.

„Es ist nichts, Baroness, eine Schramme“, entgegnete er ruhig. „So unlieb Ihnen meine Begleitung sein dürfte, so halte ich es doch für besser, sie Ihnen bis Willehmen aufzuerlegen.“

Sie hätte gern nein gesagt, aber sein Ton war so entschieden, daß sie schwieg.

Langsam reiten sie nebeneinander durch den Wald. Das Abendrot leuchtet zwischen den Bäumen und wirft magisches Licht auf alles. Die gezwungene Unterhaltung will nicht recht in Fluß kommen; sie denken beide: „Wird der Weg nicht bald aufhören?“ Ise treibt ihr Pferd zu einer rascheren Gangart an; Bernd folgt ihr, einige Schritte hinter ihr zurückbleibend.

Er muß ihr zugestehen, daß sie tadellos reitet. Das dunkelblaue Kleid läßt das schlanke Ebenmaß ihrer Gestalt vorteilhaft erscheinen. Unwillkürlich trabt er wieder neben ihr und sagt ein lobendes Wort über ihre Zügelführung und ihren Sitz.

„Ich liebe keine Komplimente, Herr von Stetten, adieu.“

Sie haben den Wald verlassen, Willehmen ist nahe.

Eine leichte Reizung des braunen Mädchensopfes, dann galoppiert Ise davon.

Die kleine Schramme, von der Bernd zu Ise gesprochen, erwies sich doch nicht als so unbedeutend, es mußte etwas von dem Geißer des schäumenden Pferdes oder sonst ein schädliches Etwas in die Wunde gekommen sein, die sich am Ballen der Hand befand. Noch an demselben Abend fühlte Bernd ein heftiges Brennen und in der Nacht fieberte er und der Arm schmerzte, besonders am Handgelenk.

Frau von Stetten war erschreckt und ließ trotz der Weigerung ihres Sohnes den Arzt holen, der gleich energisch an die Behandlung ging; es hätte sonst eine Blutvergiftung eintreten können. Einige Tage trug Bernd die Hand in der Schlinge, aber als Brömmler ihn besuchte, um ihm zu danken, bat sein Neffe, ihm nicht mehr von der ganzen Geschichte zu sprechen.

„Die Ise war bestürzt, als sie hörte, daß du leidest“, erzählte Brömmler. „Sie hat ein gutes Herz, das sich aber oft unter einer Art Trost verbirgt; sie läßt dich grüßen und dir eine gute Besserung wünschen. Mache, daß du in drei Wochen gesund bist, Junge, dann hat meine Frau Geburtstag, und wir wollen ihn lustig mit einer größeren Gesellschaft feiern.“

„Muß ich kommen? Erlasse es mir“, bat Bernd.

„Dieses Mal nicht, du darfst nicht fehlen; Emma nähme es persönlich übel und ich auch.“

„Warum zwingt ihr mich?“ röhnte Bernd.
„Es muß einmal das Eis gebrochen werden. Du hast hier wirklich keinen Grund, etwas zu fürchten, es ist Gras über die dumme Geschichte gewachsen. Versprich, daß du kommst.“

„Ja“, entgegnete Bernd gequält.
Hilde war jetzt oft in Willkähnen. Mit jugendlichem Frohsinn ergab sie sich dem geselligen Leben, das oft die Nachbarn im gastfreien Hause Brömmers vereinigte. Die jungen Leute der Umgegend umschwärmten die beiden gleich reizenden Mädchen; man stritt darüber, welcher von ihnen der Vorzug zu geben wäre.

Derfeld wußte es, für ihn verlor Ilse neben der Cousine. In seiner nedenden Art machte er Fräulein von Stetten den Hof, und sie war abwechselnd schmolend oder ging auf seinen Ton ein und zahlte ihm mit gleicher Münze zurück.

Eines Tages begegneten sie sich im Park. Hilde lehnte an der Brücke und guckte in das Wasser des Fläschens, das ihr Spiegelbild zurückwarf. So fand Derfeld sie, er sah gleichfalls in den klaren Spiegel.

„Gefällt Ihnen, was Sie sehen?“ fragte Hilde mit einem raschen Seitenblick auf seine lange Gestalt.

„Sehr. Ich sehe, wie gut wir zusammen passen.“

„Das finde ich nicht“, klang es schelmisch zurück.

„Weshalb nicht?“

„Sie sind zu lang.“

„Ja, das ist leider wahr; ich kann es nicht ändern.“

„Und Sie haben Sommerprossen, die kann ich nicht leiden.“

„Zugegeben; auch das ist wahr. Weiter.“

„Sie heißen Friß.“

„Nun, das ist doch ein hübscher Name.“

„Unser Diener hieß früher so.“

„Aber auch der Preußenkönig, der große Friß“, entgegnete Derfeld triumphierend.

„Ja, der war groß an Geist.“

„Und ich nicht?“

Sie neigte schallhaft den Kopf zur Seite und betrachtete ihn sinnend, dann sagte sie: „Das glaube ich kaum.“

„Hoffentlich ärgert er sich“, denkt Hilde schadenfroh.

„Aber er tat es nicht, er lachte hellauf.“

„Ich bin aber ein guter Kerl“, sagte er nach einer Pause.

„Dazu kenne ich Sie zu wenig.“

„So lernen Sie mich doch näher kennen“, bat er.

„Ob es sich der Mühe lohnt?“ fragte sie nedisch.

Kritisch betrachtet sie ihn, dann schüttelt sie den Kopf.

„Nein?“ fragt er und will ihre Hand fassen, aber sie entzieht sie ihm und ist wie ein Pfeil davongelaufen. Er setzt ihr mit seinen langen Beinen nach und holt sie ein.

„Fräulein Hilde, wollen Sie meine Frau werden?“ fragt er.

„Nein“, entgegnete sie.

„Wirklich nicht?“

„Nein, nein, nein!“

„Und ich sage: ja, ja, ja! Sie werden sich besinnen!“

„Das brauchen Sie nicht zu hoffen!“

„Warum nicht?“ fragte er lachend.

„Sie sind mir viel zu grün! Solche junge Leute kommen nicht in Betracht!“

„Das ist ein Fehler, der mit jedem Tage besser wird.“

„Sie haben gar keinen richtigen Schnurrbart.“

„Der wächst schnell. Jetzt ist es Juni. Soll es so sein, wie es im Walzertraum heißt:“

„Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch lieben im Monat Mai!“

Er singt es sehr gefühlvoll, aber sie entwischt ihm.

„Na“, denkt er philosophisch, „ich kann warten; sie muß doch meine Frau werden!“

Fräulein Ilse langweilte sich.

Der Vater war zu einem Nachbarn gefahren, die Mutter tochte Saft ein. — Vergeblich schaute Ilse nach Hildegard aus, sie kam nicht. Da beschloß Fräulein von Brömmers, nach Ilse zu gehen. Sie erhielt die Erlaubnis, setzte den großen, weißen Strohhut auf und schlug den Weg durch die Felder ein, der näher war.

Der Roggen stand schon in Ähren, roter Mohn und blaue Kornblumen leuchteten dazwischen. Ilse pflückte emsig, bis sie einen großen Strauß hielt. Es war sehr heiß; glühend saubte die Sonne ihre Strahlen hernieder. Ilse in ihrem weißen Kleide spürte die sengende Hitze wenig. — Sie wußte, daß Bernd um diese Zeit nicht daheim war und erschrak nicht wenig, als ein Hund dicht vor ihr anschlup und der, dem sie ausweichen wollte, bei einer Biegung des Feldweges vor ihr stand.

Bernd hatte die Hände auf der Schulter und trug wieder die Lodenjoppe und die hohen Stiefel, so wie Ilse ihn zuerst gesehen hatte, als sie befehlend ausrief: „Heben Sie meine Werte auf!“

„Guten Tag, gnädiges Fräulein“, sagte er sehr höflich, die graue Kappe lüftend.

„Guten Tag“, erwiderte sie ebenso gemessen, dann fügte sie hinzu: „Gibt es Ihnen wieder gut?“

„Wie Sie sehen. Es war kaum der Rede wert.“

„Mein Vater hat Ihnen doch in meinem Namen gedankt?“

„Ja“, versetzte er einsilbig.

„Ich tue es hiermit auch, Herr von Stetten.“

„Bitte sehr, ich erwartete es nicht.“

Er schien nicht die Absicht zu haben, fortzugehen, er schritt an der anderen Seite des Grabens vorwärts.

„Sie waren auf der Jagd?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen.

„Ja wohl, ich habe sechs Enten geschossen, hier sind sie.“

Er blieb stehen und zeigte ihr seine Beute.

„Ich gehe nach Ilse zu Hilde“, fing sie wieder an. „Sie haben wohl noch in der Wirtschaft zu tun?“

„Nein, ich will auch nach Hause, wir haben denselben Weg.“

Ilse schwieg. Sie hielt ihren Strauß in der Rechten; die leuchtenden roten und blauen Blumen stachen vorteilhaft von ihrem weißen Kleide ab. Bernd mußte sich eingestehen, daß sie sehr lieblich aussah. Woher kam mir der weiche Ausdruck um ihren oft so herb geschlossenen Mund.

Sie scheinen die schlichten Blumen des Feldes zu lieben, gnädiges Fräulein“, unterbrach Bernd das lange Schweigen, das drückend zu werden begann.

Ilse betrachtete sinnend den Mohn und die Kornblumen.

„Ja, ich ziehe sie den Blüten in den Treibhäusern vor“, sagte sie. „In der Schweiz pflückte ich den blauen Enzian, Alpenrosen, und einmal, als Papa und ich recht hoch gestiegen waren, da fand ich sogar ein Edelweiß, ich habe es aufbewahrt.“

„Kennen Sie denn die Sage, die sich an diese Blume knüpft, Baronesse?“

„Nein. Bitte, erzählen Sie mir davon.“

„Es heißt, daß wenn ein Bursche einem Mädchen ein Edelweiß gibt, dies so viel bedeutet wie: „ich liebe dich.““

Seine Stimme war wärmer geworden.

„Und umgekehrt?“ fragte Ilse, bellommen atmend.

„Ich will dein eigen sein.“

„Wie sentimental!“ rief Ilse, in ihren alten schroffen Ton verfallend. „Ich finde die Sage albern!“

„Sie haben vielleicht recht, Baronesse, aber sie hat manch glückliches Paar zusammengeführt. Darf ich übrigens fragen, wo Sie die Blumen in Ihrer Hand gepflückt haben?“

Sie sah ihn verdutzt an.

„Auf dem Felde, das oben hinter uns liegt.“

„So, wissen Sie, daß das Ilse'scher Grund und Boden ist?“

Er sprang über den Graben und stand vor ihr. In seinen ernsten Augen fladerte es empor; es traf sie wie ein Blitz.

„Ilse gehört Papa“, sagte sie schroffer, als sie beabsichtigt hatte, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Aber ich habe es in Pacht, Baronesse, ich darf Sie pflanzen.“

„Mich pflanzen“, wiederholte sie, halb ärgerlich, halb erschreckt.

„Ja doch, gnädiges Fräulein.“

„Was verlangen Sie, damit ich den Strauß behalten darf?“

„Eine einzige Kornblume.“

„Da haben Sie sie.“

Mit niedergeschlagenen Augen reichte sie Bernd die blaue Blume hin. Er nahm sie und dankte. Dann verabschiedete er sich schnell und piff Diana herbei. Mit langen Schritten eilte er in entgegengesetzter Richtung zurück.

„Warum tut er das?“ dachte Ilse. Er wollte doch nach Hause.

Und wie seltsam er heute gewesen war. Gar nicht der ernste, stille Mensch, der mit seinem düsteren Ausdruck ihr fast unheimlich gewesen. Heute sah er jung aus. Sie dachte nicht mehr, daß er alt war, trotz der weißen Fäden im Haar.

„Ich will mein Benehmen gegen ihn ändern“, nahm Ilse sich vor. „Ich habe ihn schlecht behandelt; weshalb — weiß ich selbst nicht. Aus Widerspruch, aus Trotz! Und er ist traurig; eine Last drückt ihn. Armer Bernd!“

Hilde war erfreut, die Freundin so unerwartet zu sehen.

„Das ist herrlich, daß du kommst! Wir wollen Waffeln zum Kaffee baden — willst du?“

„Gern, aber gib mir eine Schürze.“

„Hier, binde sie um.“

(Fortsetzung folgt.)

Blücher und der Deserteur.

Von J. Cassirer.

(Nachdruck verboten.)

Als im Jahre 1813 der „Aufruf an mein Volk“ erging und jeder, der eine Waffe tragen konnte, zu den Fahnen eilte, da zeichnete sich Schlesien durch seinen Opfermut aus, und in der ganzen Provinz gab es wohl keine Familie, aus der nicht wenigstens

ein Angehöriger beim Dore stand. Eine schwüle Stimmung herrschte im Lande, und da der Feind noch innerhalb der Grenzen der Provinz weilte und man wußte, daß die nächsten Tage die Entscheidung bringen mußten, lebte man in banger Erwartung.

Auch die alte Frau, die an einem heißen Augustabend im Dorfe Groß-Priestelwitz in ihrem Stübchen saß, sah mit großer Sorge der Zukunft entgegen. Sie hatte das Spinnrad beiseite geschoben und las in der Bibel, die offen auf ihrem Schoß lag. Leise wiederholte sie die heiligen Worte, als plötzlich der Schall von Fußritten an ihr Ohr drang und ein langer Schatten hinter der Stubentür erschien. Erst bemächtigte sich der alten Frau ein großer Schreck, als sie aber einen schlanken, hübschen Burschen in militärischer Uniform vor sich stehen sah und dessen Stimme vernahm:

„Wie geht es Euch, Mutter?“ da trat sie ihm in voller Freude entgegen und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Gott sei Dank, daß ich dich, mein Junge, noch einmal sehen kann! Aber wie siehst du blaß und verstört aus!“ begrüßte sie ihn und setzte dann nach einer kleinen Pause hinzu: „Du bist gewiß sehr müde und hast großen Hunger?“

Sie nötigte ihn in den alten Lehnstuhl, er solle sich ein bißchen ausruhen, während sie ihm etwas zu essen zubereitete. „Was er denn am liebsten aße? Sollte sie ihm einen Eierkuchen baden oder ihm ein Hühnchen braten? Ach, das machte gar keine Umstände! Wie konnte er nur von Umständen sprechen? Es machte ihr ja Freude, wenn sie etwas für ihren guten Jungen tun konnte.“ Und damit eilte sie geschäftig zu dem Zimmer hinaus.

Der junge Mann freute sich nicht so sehr über den herzlichen Willkommen, als man eigentlich hätte glauben sollen. Er war unruhig und schien ganz schlechter Laune, sein Gemüt mochte etwas bedrücken. Als jetzt seine umherschweifenden Blicke auf das Bild seines verstorbenen Vaters fielen, das in der alten Uniform eines Kürassier-Unteroffiziers über der Kommode hing, da wurde er von seinen Ge-

fühlen so überwältigt, daß er gedankenschwer den Kopf in seine Hände stützte. So fand ihn die alte Frau, als sie nach ein paar Minuten mit einem Huhn unter der Schürze zurückkehrte.

Er richtete sich bei ihrem Eintritt auf, sah sie aber nicht an. Die Alte wurde stüblich. In der Freude ihres Herzens hatte sie nicht daran gedacht, Fragen an ihn zu stellen, jetzt aber fiel es ihr auf, daß ein Tag, an dem die Entscheidungsschlacht bevorstand, gerade nicht die richtige Zeit sei, Urlaub zu nehmen.

„Karl!“ rief sie. Es erfolgte aber keine Antwort.

Die alte Frau begann zu zittern. Sie ließ das Huhn laufen und trat auf ihren Sohn zu. Auf ihrem alten, ehrlichen Gesicht malten sich nun Furcht und Schreden. Sie sah ihm in die Augen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie auf:

„Gott steh mir bei, Karl, du bist — bist desertiert!“

„Ich konnte es nicht länger aushalten, Mutter“, wollte sich mit gebrochener Stimme ihr unglücklicher Sohn entschuldigen.

Der arme Kerl! Nur weil er sein altes Mütterchen nochmal ans Herz drücken wollte, hatte er sich ohne Urlaub entfernt.

„Nicht aushalten?“ wiederholte die Alte. „Du konntest es nicht aushalten, und Hunderttausende deiner Brüder halten es aus! Psui, schäm dich!“ Und damit schlug sie wütend auf den Tisch.

„Mutter!“ rief der junge Mann und schaute von seinem Sitz auf. Er war über und über rotgeworden.

„Psui, schäm dich!“ kam es nochmals aus ihrem Munde. „Wie konntest du solch eine Schande über unser Dorf bringen? — Was würdest er dazu sagen?“ — Damit zeigte sie auf das Bild des alten Unteroffiziers, dessen Züge unter der Beleuchtung der scheidenden Sonne jetzt recht ernst dreinzuschauen schienen. „Setz dich, du — Deserteur! Man soll von de-

nes Vaters Hause nicht sagen, daß hier Deserteure eine Zuflucht finden, während das ganze Land unter Waffen steht! Rühr dich nicht! In einer Minute bin ich wieder zurück.“ Und die alte Frau lief zum Zimmer hinaus, dessen Tür sie hinter sich verschloß.

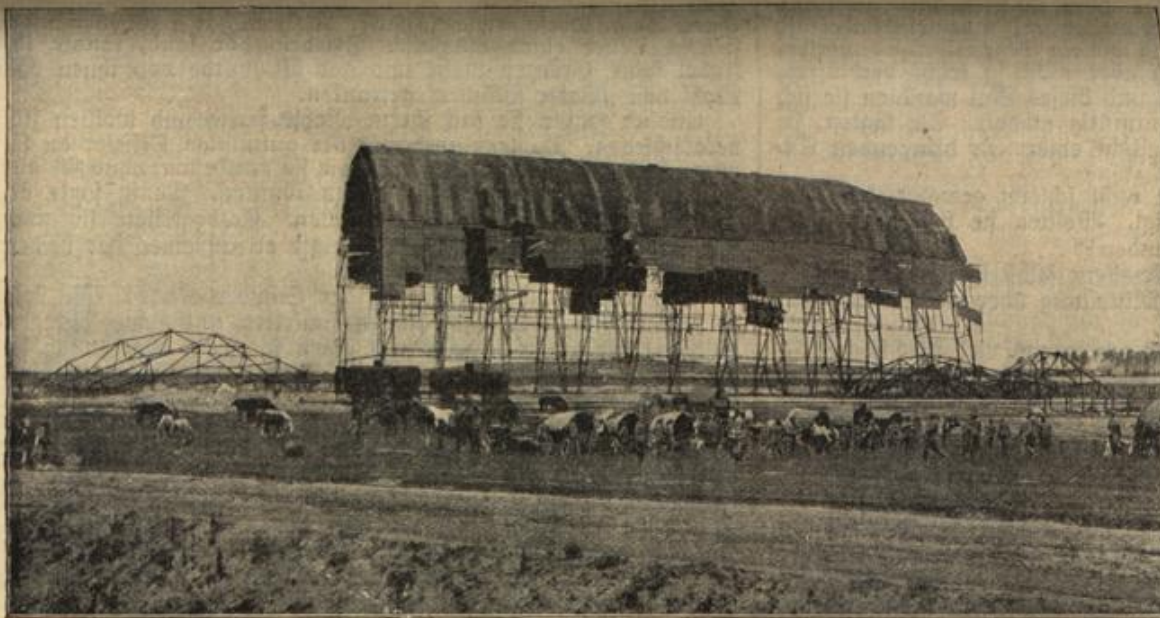


Fleisch- und Wurstlager in dem Proviantamt eines mobilen deutschen Armeekorps.

Die Vorräte werden andauernd durch Schlachtungen aus den in der Nähe befindlichen Korpskallungen frisch aufgefüllt.



Die Opfer des Seelampis bei Gotland. (Mit Text.)



Überreste der Luftschiffhalle, die die Russen bei Lemberg erbauten und vor ihrem Abzug wieder zerstörten.
Phot. Kito-Film.

daß in der ganzen Gegend die Dörfer voll Franzosen seien und sie daher einen größeren Umweg machen müßte. So kamen denn unsere Freunde erst am Morgen des fünften Tages an ihrem Bestimmungsort, dem Hauptquartiere, an. „Wo weißt denn der Herr Oberstkommandierende?“ erlundigten sie sich bei einem



Dr. Ghenadiew,
ehemaliger bulgarischer Minister.
(Mit Text.)

Als sie nach einer halben Stunde zurückkam, war sie nicht allein. Der Pfarrer, der Schulmeister, der Schulze und noch ein halbes Dutzend Würdenträger des Dorfes begleiteten sie. Nach kurzer Beratung wurden sich die Herren schlüssig, was mit dem Deserteur zu geschehen habe. Ihrer Meinung nach hatte der junge Mann mit seinem Verbrechen nicht nur sich selber, sondern das ganze Dorf geschändet, und einen solchen Schimpf wollten und durften sie sich nicht gefallen lassen. Der Schulmeister, der regel-

mäßig seine Zeitung las, hatte ihnen erzählt, daß das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Armee nur zwei Tagemärsche entfernt sei. Dorthin wollten sie den Flüchtling bringen.



General von Gallwitz,

der erfolgreiche Führer der Truppen in den schweren Kämpfen um Przyszow.

der Ordonnanzoffiziere, die nach den verschiedensten Richtungen hin davonsprenghen.

„Dort im Schloß, wo die beiden berittenen Husaren Posten stehen.“

Im Schloßhof ließen sich unsere Freunde nun durch den Anblick so vieler Offiziere aller möglichen Waffengattungen nicht im geringsten entmutigen. Die Herren schienen ja alle dringen-

de Geschäfte zu haben, aber ihrer Überzeugung nach war doch keines so wichtig wie das, das sie hergeführt hatte. Zwar meinte der Schulmeister, nach dem, was hier vorging, zu schließen, müsse etwas Wichtiges sich vorbereiten, und der gute Mann hatte auch recht, denn der Feldmarschall traf die Dispositionen für die Schlacht, die am nächsten Tage stattfinden sollte. Nachdem die bieberen Bauern aus

Gr. Priestelwitz ein paar Stunden gewartet und dabei müde und hungrig geworden waren, wagte der Schulze, einen Offizier, der eben einen Pack versiegelter Briefe in der Hand haltend,



Ein braver Württemberger.
(Mit Text.)

Der Schulze erklärte den jungen Mann für verhaftet und forderte ihn auf, ihm auf Nummer Sicher zu folgen, wo er die Nacht verbringen sollte, tags darauf wollte man ihn zu Sr. Exzellenz, Generalfeldmarschall v. Blücher, transportieren.

Dieser Mann ließ alles, was man von ihm wollte, ohne Widerrede mit sich geschehen.

Am anderen Morgen sah man einen merkwürdigen Zug zum Dorfe hinauswandern — vier alte Bauern, in ihrer Mitte ein

Soldat. Mit erstem Gesicht schritt der Schulze voran, und der Schulmeister, der sich durchaus an der Expedition beteiligen wollte, machte den Schluß des kleinen Zuges. Zwischen den beiden andern Patrioten schritt, mit zu Boden gesenkten Blicken und vergrämten Zügen, der Gefangene. Er hatte versprochen, keinen Fluchtversuch zu machen, daher hatte man ihn nicht gefesselt. Als abends die Expedition in einem kleinen Dörfchen übernachten wollte, hörte sie,



Bier-, Wein- und Getränkelager in dem Proviantamt eines deutschen Armeekorps.
Die entnommenen Getränke werden durch fortwährende Zufuhr ersetzt.

vorüberging, anzureden. Dieser Herr indessen blieb nicht einmal stehen, sondern ging ruhig weiter und murmelte dabei ein paar Worte, die sich nicht gerade wie ein Segensspruch anhörten.

Unsere Freunde ließen sich aber nicht so leicht verflüchten, sie wiederholten ihren Versuch, und dieses Mal wandten sie sich an einen Offizier, der recht gutmütig ausah. Sie sagten, sie müßten den Herrn Feldmarschall in einer sehr dringenden Angelegenheit sprechen.

„Sie hätten aber ihre Zeit recht schlecht gewählt, der Herr Feldmarschall sei sehr beschäftigt. Wollten sie sich nicht lieber an einen seiner Adjutanten wenden?“

„O nein, sie müßten mit Excellenz selbst sprechen.“

„Wollten sie vielleicht eine Mitteilung über die Stellung des Feindes machen?“

„Keineswegs, es handle sich um etwas viel Wichtigeres — um eine Sache aus Gr.-Priestelwitz“, bemerkte der Schulmeister.

Der Offizier konnte sich eines Nackens nicht erwehren und sagte, er wolle es einmal versuchen, sie zu melden. Nach einer halben Stunde kam er zurück und winkte den Gr.-Priestelwitzen, ihm zu folgen. Man führte sie in ein Vorzimmer und hieß sie, hier auf Excellenz warten.

Nach einer weiteren halben Stunde tat sich die Tür auf und ein alter Herr mit weißen Haaren, ehernen Zügen und blauen Augen trat ein. Es war der Oberbefehlshaber — „Vater Blücher“, wie ihn seine Soldaten nannten. Der Schulze trat einen Schritt vor, verbeugte sich bis zur Erde und hielt eine sorgsam einstudierte Rede, die seiner Ansicht nach sehr wirksam sein mußte. Er erzählte darin, wie die eigene Mutter das Verbrechen ihres Sohnes angezeigt habe, wie sie übereingekommen wären, ihn ins Hauptquartier zu transportieren und schloß mit der Hoffnung, daß Seine Excellenz darum nicht schlechter von ihrem Dorfe denken möchte, weil einer sich des Namens eines Preußen unwürdig gezeigt habe. Dabei ließen ihm die Tränen die Wangen hinunter.

Der Feldmarschall machte ein sehr ernstes Gesicht. Seine großen, blauen Augen schweiften einen Augenblick über seine Besucher. Er wußte sofort, mit wem er es zu tun hatte. Dann ruhten seine Augen auf der gebeugten Gestalt des jungen Mannes, der ein wahres Bild des Jammers und Elends schien. Er gab sich über sein Schicksal keiner Täuschung hin; auf Fahnenflucht in Kriegszeiten stand der Tod, und „Vater Blücher“ war der letzte, der in solchen Dingen mit sich spassen ließ.

Plötzlich nahmen die Züge des alten Helden einen harten Ausdruck an. Er wandte sich zu dem Sprecher der kleinen Deputation und rief ihm mit grober Stimme zu: „Schulze, Er ist ein Esel!“ Die Bauern fuhren erschrocken zurück. Nach der Wut und den Anstrengungen, denen sie sich ihrer Meinung nach für eine gerechte Sache unterzogen hatten, hatten sie einen lebenswürdigeren Empfang erwartet.

„Aber, Eure Excellenz —“ wollte der niedergeschmetterte Schulze einwenden.

„Halt Er den Mund! Er ist ein Esel, sag' ich Ihm. Ich weiß das besser. In Gr.-Priestelwitz gibt es keine Deserteure. Und du, mein Sohn“, wandte er sich mit gütigerer Stimme und einem eigentümlichen, schelmischen Ausdruck in seinen Augen an den Soldaten, „du wirst ihnen morgen auf dem Schlachtfelde zeigen, was ein Gr.-Priestelwitzer leisten kann, nicht wahr?“

Der junge Mann fiel auf seine Knie und stammelte ein paar abgerissene Worte, die der Feldmarschall aber nicht mehr hörte, denn als der Deserteur sich wieder erhob, hatte Blücher bereits das Zimmer verlassen.

Allmählich begriffen die guten Bauern auch, was der Feldmarschall eigentlich beabsichtigte. Der Schulze warf seine Mütze in die Luft und rief laut: „Hoch, Vater Blücher!“ Mit einem Worte hatte dieser die Schmach von ihrem Dorfe weggewischt, das gebrochene Herz einer Mutter getröstet und dem Vaterlande ein paar kräftige Arme erhalten.

Nachdem die Bauern ihrer Begeisterung Luft gemacht und sich von ihrem Landsmanne, der von einem Adjutanten weggeführt wurde, verabschiedet hatten, entschlossen sie sich, etwas Proviant einzukaufen und den Rückmarsch in ihre Heimat anzutreten. Kaum aber waren sie im Hofe, als der lebenswürdige Offizier, der sie dem Feldmarschall gemeldet hatte, auf sie zu trat und sie fragte, wohin sie denn jetzt wollten.

„Na, nach Hause, nach Gr.-Priestelwitz“, antwortete der Schulmeister.

„Ob sie denn glaubten, daß Seine Excellenz sie fortlassen würde, ohne daß sie vorher gegessen hätten? Der Feldmarschall habe bereits entsprechenden Befehl gegeben und sie möchten nur jenem Unteroffizier dort folgen.“

Das ließen sich unsere Freunde nicht zweimal sagen. Als das Mahl ihnen aufgetragen wurde und jeder eine Flasche Wein vor sich stehen hatte, da fühlten sie sich Seiner Excellenz von

Herzen dankbar und stolz auf die Ehre, die der Feldmarschall in ihnen ihrem Dorfe erwiesen hatte. Als nun gar noch jeder unter seinem Teller einen doppelten Friedrichsdor fand, kannte ihr Jubel keine Grenzen mehr und gar oft wurde von ihnen das Wohl von „Vater Blücher“ getrunken.

Endlich waren sie mit ihrem Mahle fertig und wollten sich verabschieden. Da trat nochmals der gutmütige Offizier an sie heran und gab ihnen Weisungen, wie sie am besten, ohne Gefahr zu laufen, in ihre Heimat kommen könnten. Denn, sagte er, morgen würde ein heißer Tag werden. Er begleitete sie noch bis ans Tor und beim Abschiede zeigte er auf einen der beiden Husaren, die dort Posten standen.

Das war ja ihr Gefangener, der Schubert-Karle! Wie stolz er jetzt aussah, wie seine Augen funkelten und seine Wangen glühten! Er durfte ja nicht mit ihnen sprechen, aber er sah sie an, als wollte er zu ihnen sagen: „Wartet nur, morgen werdet ihr schon sehen!“

Und sein Gelübde hielt er auch. Als am Abend des nächsten Tages, des denkwürdigen 26. August, der blutige Sieg an der Raxbach errungen war, und der Feldmarschall durch die gelichteten Reihen seiner Soldaten ritt, die ihn mit begeistertem „Hurra!“ begrüßten, meldete ihm der Oberst der Schwarzen Husaren, daß sich der Husar Karl Schubert besonders ausgezeichnet habe, er hätte eine feindliche Standarte erobert und den Kommandeur des Regiments, dem die Standarte gehörte, zum Gefangenen gemacht.

Da hielt der Feldmarschall sein Pferd an, nahm sein Eisernes Kreuz von seiner Urform und heftete es mit eigenen Händen an die Brust des tapferen Husaren. Mit jovialer Stimme und dem schelmischen Ausdruck in seinen blauen Augen sagte er dabei: „Bravo, mein Sohn! Ich wußte ja, daß ich recht hatte: In Gr.-Priestelwitz gibt es keine Deserteure!“

Brief aus dem Orient.

Von J. Börgarz, Stuttgart. (Nachdruck verb.)

An Bord der „Forerid“.

Ein leichter Nebel lagert bereits auf der stillen, azurblauen Fläche des Meeres; und geisterisch hebt sich die steile Küste der Dardanellen von der Flut ab. Ich habe die Stadt der „sieben Hügel“ erreicht und kreuze vorerst meine Hände über die Brust und rufe meinen Lesern Salut! zu.

Konstantinopel, den ...

Ja, vieles, vieles habe ich auf meinen Reisen nach drei Erdteilen gesehen und erlebt; und habe ein gut Teil meines jugendlichen Enthusiasmus eingebüßt. Doch will ich der Wahrheit die Ehre geben, so muß ich gestehen, von gestern auf heute eine wirklich ruhelose Nacht verbracht zu haben. Und ich glaube, in der Annahme nicht fehlzugehen, daß es auch dir, verehrter Leser, so ergangen wäre, hättest du gewußt, daß beim ersten Morgengrauen des kommenden Tages dein Dampfer würde am Goldenen Horn anlegen. Ich verspürte jede Drehung der Schraube die ganze Länge des bewegten Marmarameeres hindurch; hörte jeden Stundenschlag der Schiffsglocke; aber es war stockfinstere Nacht und durch das kleine, runde Fenster meiner Kajüte sah ich nur den weißen Gisch der von der Schiffswand abprallenden Wogen. Es klang gerade die vierte Stunde des jungen Tages von der Bad herüber in mein beschauliches Dasein hinein, worauf ich mich an Deck begab. Zu meiner größten Überraschung aber fand ich hier schon ein Duzend Gestalten osmanischer Couleur dabei, durch Zurechtlegen von Tüchern und Gepäckstücken sich eine bequeme Auslugposition schaffend. Allmählich sent sich der Rebel, und mit magischem Glanz bestrahlt die siegreich durchbrechende Sonne ein Meer von Häusern, etliche Hunderte von Minarets und die zahlreichen vergoldeten Kuppeln der Moscheen. Langsam fahren wir um die Spitze des „Serails“, und jetzt liegt es vor uns, das von „Allah“ so begnadete Konstantinopel. Bei Einfahrt unsres Schiffes in den Hafen wurde dasselbe von zahlreichen, rot oder grün angestrichenen Booten umschwärmt. Die Insassen, mit bunter Tunita, sowie einem Turban auf dem Kopf, bestürmten das Schiff von allen Seiten. Sie schrien, sangen und gestikulierten laut, dabei einer dem andern das Gepäc der verzweifelt dreinschauenden Passagiere entreißend. Der bis dahin geordnete Zustand des Dampfers war bald in eine babylonische Verwirrung verwandelt.

Nach Erledigung der üblichen Zollverpflichtungen bringt eine Drahtseilbahn den Reisenden bequem von der Unterstadt Galata in das höher gelegene Pera. Vom sanft bespülten Gestade ersterer sieht man, soweit das Auge reicht, nichts als Hügel, Minarets, die vergoldeten Kuppeln der Moscheen: Sultana „Balide“, Sultana „Bajazer“, „Selim“ und wie sie alle heißen mögen; dazwischen ein Wald von Masten und rauchenden Schiffs-

schloten. Und ferne, ganz ferne heben sich, gleich dunklen Gewitterwolken, mächtige Hyppenheim vom blauen Horizont ab. Es sind die Friedhöfe der Türken. Ein jeder Teil der Stadt ist schön, unvergleichlich schön gelegen, und glaubt man endlich die

Besichtbild.



Wo ist der Vadder?

schönste Partie entdeckt zu haben, gleich taucht eine andere, noch interessantere Gegend vor unseren Augen auf. Mehr sollte man sich aber auch nicht wünschen, als dieses grandiose Schauspiel gesehen zu haben, um später im kalten Norden träumen zu dürfen von einem Märchenland, gleich dem in Tausend und eine Nacht; denn die Enttäuschung ist groß, wenn der Schleier mal gelüftet wird, das heißt, man den Fuß ans Land setzt. Alle Poesie ist alsdann dahin, und das Interessante, das die Stadt auch in Hülle und Fülle zu bieten vermag, kann

doch das Verlorene nicht mehr ersetzen. Im Rahmen eines Briefes die hervorsteckendsten Merkmale des Konstantinopeler Lebens zu schildern, ist wegen der Fülle des Erwähnungswürdigen schon schwer, sei aber hiermit versucht. In der Unterstadt angekommen. Hier sind die Straßen eng, winklig, dazu steil. Hügel wechseln mit Bodensenkungen, und alte Schuhsohlen, Scherben, tote Ratten und Gemüseabfälle füllen die Straßen an. Der hieraus entströmende Geruch ist geradezu widerlich. Ist unter diesen Umständen ein Gehen an und für sich schon beschwerlich, da man fast alle Minuten eine andere Gangart annehmen muß, so kommt noch dazu, daß fäßerollende Kutscher, ballentragende Kulis, sowie Frauen, die Wassergefäße auf dem Kopf tragen und einen bei der leisesten Anrennpelung überschütten, daselbe auch noch gefährlich machen. Sogenannte „fliegende“ Händler, mit Körben, Kisten, Standutensilien und anderes mehr behaft, bahnen sich rücksichtslos ihren Weg. Die Häuser dieses Stadtteiles sind niedrige, elende Hütten aus Fachwerk und Lehm. Sie haben keine Fenster und sind nur nach der Straße hin offen. Zuweilen sieht man kleine, splinternackte Kinder sich darin tummeln, welche aber erst nach intensivem Studium als solche erkenntlich sind, da sie in einer Schale von Schmutz stecken. Wundern muß es einen nur, daß in einem solchen Chaos von Verkommenheit ein Volk gedeiht von edler Haltung und herrlichem Bau. Dazu ist der Türke sehr genügsam; er ist meist Gemüse, Brot, und trinkt dazu kaltes Wasser.

Oben in der PeraStadt endlich angekommen, ändert sich das Bild dann vollständig. Hier sind die Straßen breiter; von gut gepflegten Palmbäumen begrenzt. Elegante Equipagen rollen über ein gutes Pflaster. Das Publikum ist meist abendländischer Kultur. Wir finden hier oben die christlichen Kirchen, die abendländischen Bierhallen, die auswärtigen Gesandtschaften u. s. w. Besonders imposant im Stadtbild Pera wirkt der monumentale Bau der deutschen Gesandtschaft, welcher, von zwei mächtigen Reichsadlern an der Ost- und Nordfront geschnitten, so recht die Größe und Macht des Reiches verkörpert. Doch trotz der Vornehmheit der Umgebung herrscht in den Straßen ein ohrenbetäubender Lärm. Jeder Gemüse-, Andenten- und Wasserhändler schreit seine Waren in den schrecklichsten Tonarten aus. Hier singt ein angeblich Blinder Stüde aus dem Koran oder türkische Freiheitlieder; während dort ein Stiefelpuher mit größter Ausdauer auf seinem Utensilienkasten herumklopft, die Passanten auf sein „glänzendes Geschäft“ aufmerksam machend. Durch unausgesetztes Knallen mit der Peitsche macht der Droschkentritscher für sich Rellame; dazwischen heult ein Hund, der getreten wurde, laut auf, gleichzeitig von einem Droschen-Rassegenossen in dieser Betätigung Unterstützung erhaltend.

Eine fünfhundert Meter lange eiserne Brücke verbindet neuerdings Galata mit dem gegenüberliegenden Stambul. Auf dieser wagt vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein Menschenstrom hin und zurück. Gelbgeschuhete Perser, krausköpfige Zander, Albanesen in kurzen Ballettröcken, schlanke, braune

Subanneger, beturbante Araber defilieren mit andächtigem Schritt vorbei. Wahrscheinlich, der Karneval der Völker des Orients und Okzidents ist es zu nennen. Doch ermüdet von dem Anblick dieser echt orientalischen Straßenszenen kehre ich wieder an Bord meines Schiffes zurück. Wieder lagert ein Nebel auf den Wassern und wirkt wohlthuend auf die von der Neuheit der Szenerie erregten Nerven. Ich freue mich herzlich auf die baldige Abfahrt, denn es sehnt mich nach abendländischer Kultur. Und darum nochmals meinen Lesern ein herzliches: „Salem aleikum!“

Gefährliche Hofetikette.

Bekanntlich zeichnet sich die Etikettevorschrift des spanischen Hofes vor allen übrigen durch unerbittliche Strenge aus. Sie verbietet zum Beispiel bei Todesstrafe, daß ein Untertan, möge er noch so vornehm sein, die geliebte Person des Königs oder der Königin anrühre, sei es aus welchem Anlaß es wolle.

Diese starre Vorschrift hatte der Gemahlin des letzten spanisch-habsburgischen Königs, Karls des Zweiten (1665—1709), fast das Leben gekostet. Die noch sehr junge Monarchin, Maria Luise, aus dem Hause Orleans, wollte eines Morgens einen Spazierritt unternehmen und bestieg im Schloßhofe zu Madrid ihr Pferd. Ehe sie jedoch im Sattel saß, scheute das feurige Tier, sie stürzte und wurde, einen Fuß im Steigbügel, aufs heftigste über die Pflastersteine dahingeschleift. Der König sah von einem Balkon aus das Unglück mit an, war aber zu entfernt, um ihr so eilig beizuhelfen zu können, wie es nötig war. Er rief entsetzt um Hilfe für sie. Die Herren ihres Gefolges standen zwar dicht dabei, keiner aber getraute sich, ihr Hilfe zu bringen, denn dazu hätte er doch jene Vorschrift übertreten müssen, und darauf stand die Todesstrafe.

Im Augenblick der höchsten Gefahr ermannten sich zwei der Hofleute und vereinigten sich zu ihrer Rettung. Der eine ergriff ihren Kopf, daß er nicht mehr auf dem Boden aufschlug, der andere löste den Fuß sink aus dem Steigbügel, und beide trugen sie in den Palast hinein. Dann aber entflohen sie und brachten sich fern von Madrid in Sicherheit, wie wenn sie ein schweres Verbrechen begangen hätten.

Maria Luise war verwundet gewesen, während ihre Retter sich um sie bemühten. Als sie zur Besinnung zurückgekommen worden, erfuhr sie erst, wie und von wem sie dem gewissen Tode entrissen worden war, aber auch, daß nach nicht zu umgehendem Etikettegesetz die mütigen Edelleute damit ihr Leben verwirkt hatten. Sie bestrafte den König, die grausame Strenge dieses Gesetzes zu mildern und ihr Gelegenheit zu geben, den Rettern ihren Dank abzutragen.

Nach langem Zaudern gab der Monarch ihrem Bitten nach. Die treuen Männer wurden auf ein Jahr aus Madrid verbannt, wo sie sich ohnehin schon befanden. Dann aber lud man sie ein, zurückzukommen, übertrug ihnen hohe Ehrenämter und machte ihnen glänzende Geschenke. Diesmal also war dem unbeugsamen Gesetz glücklich und mit vollem Recht ein Schnippchen geschlagen.

Bei einer ganz anderen Gelegenheit hat fürsorgliche Untertanenliebe sich in neuester Zeit über jene gefährliche Vorschrift hinwegzusetzen gewagt, nämlich um Weihnachten des Jahres 1887, als der jetzige König, Alfons XIII., ein Kind von neunzehn Monaten war. Er war durch irgendein Versehen ohne Aufsicht, sich selber überlassen, und durch ein weiteres Versehen stand die Tür zum Treppenhause im Palast offen. Der kleine König kroch auf dem Teppich seines Zimmers entlang bis zur Tür, kroch über die Schwelle und den Flur entlang bis zur Treppe, um dann auch diese hinaufzutreten. Natürlich verlor er bald das Gleichgewicht und stürzte nach unten zurück. Ein Lakai, der glücklicherweise eben hinzukam, ließ Etikette Etikette sein, breitete vielmehr einfach die Arme aus und fing den Kleinen in der Luft auf, ehe er den Boden berührt hatte. Wäre der Lakai ein Edelmann gewesen, so wäre diese Berührung bei dem zarten Alter des königlichen Kindes kein Verbrechen gewesen; so aber war die gelindeste Strafe die, daß er aus dem Amte gejagt wurde. Die dankbare Mutter, Maria Christina, wußte ihn aber auch in diesem Falle schadlos zu halten. Sie machte ihn auf einem königlichen Schlosse, fern von Madrid, zum Kastellan. C. D.



Mir ist es oft —

Mir ist es oft, als hätt' ich nur geträumt,
Daß blaue Meerflut einst mein Heim umrauscht,
Als hätt' vor langen Zeiten ich einmal
Ihr still gelaußt.

Als wär's nicht Wirklichkeit, daß sie mir oft
Mit ihrer Lieder träumerischem Klang
Mein Herz, wenn es in tiefem Leide schrie,
Zur Ruhe sang.

Johanna Weißbach.

Ein braver Württemberger. Michael Maier, Gipfmeister aus Klein-eisingen bei Göppingen, erhielt das Eisene Kreuz I. und II. Klasse für seine große Tapferkeit. Unter anderem unternahm er, nur von einem Kameraden begleitet, die Sprengung einer französischen Feldwache.

Dr. Ohenabiew, ehemaliger bulgarischer Minister, der in dem Bombenattentatsprozess in Sofia durch Zeugen der Beihilfe an diesem Attentat und an einem Aufschlag gegen den König beschuldigt wurde. Ohenabiew, ein Agitator für das Eingreifen Bulgariens auf Seiten des Dreiverbandes, entging nur infolge des Weltkriegs einer ihm wegen unerlaubter Bereicherung drohenden Zuchthausstrafe.

Die Opfer des Seelampfs bei Gotland.

Die in Döstergarn ausgegessenen Verwundeten des deutschen Minenschiffs „Albatros“ wurden von den Schweden mit rührender Sorgfalt gepflegt, und die Toten wurden mit militärischen Ehren auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Die Königin von Schweden ließ einen Kranz auf den Gräbern niederlegen, die von der Bevölkerung Döstergarns in überaus anerkennenswerter Pietät mit Blumen und Grün geschmückt wurden.



Kriegergrab. Von H. C. Günther. (Mit Text.)

Kriegergrab. Weit hin über die fruchtbaren Felder Flanderns heben sich die Soldatengräber hell von der braunen und grünenden Erde ab. Allerhand Kreuze, in liebevoller Weise von den deutschen Soldaten in Westen und Osten für Freund und Feind errichtet, zeigen, wie auch durch Mord und Graus die Liebe immer siegreich sich Bahn bricht. Besonders stimmungsvoll auf unserm Bild ist das einzelne Grab auf der Anhöhe am Waldebsaum, wo kameradschaftliche Anhänglichkeit dem Gefallenen an der Stelle, wo ihn das tödliche Blei aus der Reihe der Lebenden gerissen, seine Ruhestätte bereitet hat.

Allerlei

Ausrede. Hausfrau (zum Dienstmädchen): „Aber wie kommen Sie dazu, sich vom Schornsteinfeger küssen zu lassen?“ — Dienstmädchen: „Ja, ich weiß auch nicht, mir wurde plötzlich so schwarz vor den Augen!“

Zuruf. Auf der Stiege des Rathauses zu Toledo liest man folgende spanische, hier wörtlich, aber deutsch wiedergegebene Inschrift: „Männer von Toledo! Laßt eure Leidenschaften, Liebe, Furcht, Habgucht — laßt sie auf dieser Stiege; vergeht das eigene Wohl für das Wohl des Vaterlandes. Und da Gott euch zu den Säulen dieses Hauses gemacht hat, seid stets fest und unerschütterlich in der Gerechtigkeit!“

Friedrich der Große als Förderer der Landwirtschaft. Wie sehr Friedrich dem Großen nach Beendigung der Schlesischen Kriege das Gedeihen der Landwirtschaft am Herzen lag, davon gibt eine Aufzeichnung in einem alten Kirchenbuche des Dorfes Kreiherwisch bei Briesg Zeugnis. Auf den wiederholten Reisen des Königs nach der Festung Keiße wurden in erwähntem Dorfe gewöhnlich die Pferde gewechselt, und der Pastor des Orts, Grünbel, ein alter, ehrwürdiger Herr, an den Wagenischlag befohlen, um Auskunft über die verschiedensten Verhältnisse, für die sich der König interessierte, zu geben. Bei einer dieser Unterredungen berührte Friedrich auch die schon damals geplante, in den meisten Gegenden aber infolge des Mißtrauens der Landbevölkerung erst viel später durchgeführte Separation (Zusammenlegung der räumlich oft sehr getrennt liegenden kleinen Ackerparzellen eines Besitzers in einen Komplex). Als der König auf seine Frage nach dem Stande dieser Angelegenheit erfuhr, daß die Bauern dieser Meinung mißtrauisch gegenüberständen und nicht viel davon wissen wollten, forderte der König den Pastor auf, in seiner nächsten Predigt von der Kanzel herab für diese Sache zu wirken. Den ehrfurchtsvollen Einwand des alten Herrn, dies seien weltliche Dinge und gehörten eigentlich nicht auf die Kanzel, ließ der König nicht gelten, sondern erklärte, die Leute zu ihrem eigenen Besten aufzuklären, sei auch Gottesdienst, und befahl, ihm die gehaltenen Predigten einzureichen. Grünbel predigte nun über Luk. 8, 5-8. Ob die Bauern das Schlusswort des Textes: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ beherzigt haben, ist nicht weiter gesagt, wohl aber, daß die eingelangte Predigt den Beifall des Königs erhalten habe, der dem Verfasser die beste königliche Pfarre, die demnächst zu besetzen sein würde, zusicherte. Der alte Herr aber erklärte in einem Dankschreiben an den König, er sei bei

seinen Bauern alt geworden und wolle auch bei ihnen sterben. Der König nahm diese freimütige Erklärung durchaus nicht ungnädig auf, sondern sandte dem alten Herrn als Zeichen seiner Huld eine goldene Dose.

Gemeinnütziges

Tomatensuppe. Zehn reife Tomaten kocht man mit wenig Wasser weich und streicht sie durch ein Sieb. Inzwischen werden 100 Gramm Reis mit Butter und Wasser gekocht, so daß es nicht bider als Reissuppe ist. Nun wird der Tomatenbrei hinzugegeben, dann die Suppe noch mit Eigelb legiert und über gewiegter Petersilie angerichtet.

Frisch geschlendernde Waben, die zurückgestellt werden sollen, reinigt man am besten, wenn man sie über Nacht in den Honigraum oder den Aufhänger irgendeines Volkes hängt. Die Bienen besorgen in kurzer Zeit diese Arbeit gründlich.

Das Kappen des Rosenloths muß auch bei den weniger hohen Sorten vorgenommen werden, da es sich um Begünstigung des Anlasses handelt. — Das Durchgehen der Spitze hält aber auch bei den halbhohen Sorten die Entwicklung der Rosen zurück.

Pflanzt man Bäume an Wege, nehme man ruhig Obstbäume dazu. Wildbäume sind erstens

große Alderräuber und zweitens bringen sie keinen Nutzen. Man verwende hochwachsende Obstsorten und -sorten, die den Verkehr nicht behindern.

Aromatische Küchenkräuter, auch im getrockneten Zustande, sind folgende: Thymian, Salbei, Raute und Zitronenmelisse. Man muß mit dem Schneiden nicht zu lange warten und nehme das Trocknen nicht in voller Sonne, sondern an einem luftigen, trockenen Orte vor.

Der rechte Zeitpunkt für die Ernte der Hirse ist sehr schwer zu treffen. Die Hirse reift sehr ungleich. Am vorteilhaftesten wird die Hirse mit der Sense geschnitten und gleich ausgedroschen. Das Stroh wird getrocknet.

Anagramm.

Ich nenne eine Flüssigkeit,
Ein Zeichen seh' voran.
Dann war ich in der alten Zeit
Ein frommer Gottesmann.
Julius Gold.

Zählrätsel.

A	T
P	E
R	N
R	G
R	S
U	G

Die leeren Felder der Figur sind so mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen ergeben: 1) Aniel der großen Antillen. 2) Mantengewächs. 3) Bekanntes Drama Wiens. 4) Gott der Dichtkunst und Verebamkeit der nord. Mythologie. 5) Männl. Vornamen. 6) Wirbeltierart. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die erste und letzte Reihe von oben nach unten gelesen einen großen deutschen Dramatiker und seine Werte.

Anna Fischer

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logarithmus: Case, Lise. — Der Scharade: Korn, Blume, Kornblume.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.